

1. SIDESTRAND

Dr. Stephen Stewart, der Entwicklungsleiter unseres Diamantlabors, bittet Sie am 14. September um 16.00 Uhr zu einem Jobinterview in unser Forschungszentrum nach Hoboken. Bitte bestätigen Sie mir diesen Termin per E-mail.

Mit freundlichen Grüßen

James Cohen, Personalvorstand

Heute war Dienstag, der 13. September, nur noch 28 Stunden. Tom drückte auf „Antworten“

Tom war einer der wenigen Menschen, denen es gelungen war, entgegen allen Ratschlägen das zu studieren, wofür sein Verstand geschaffen war und woran sein Herz hing, die Mineralogie. Neben seiner natürlichen Begabung hatte er das auch dem Umstand zu verdanken, dass es eigentlich niemand so richtig interessierte. Seine Mutter, eine Buchhalterin der US Army, sah ihren Sohn mit Stolz als den ersten Akademiker der Familie. Was das Studienfach betraf, war sie nicht weiter wählerisch. Ein Lehrer oder Angestellter bei einem Museum konnte eine Familie allemal ernähren, und damit kamen von ihrer Seite keinerlei Einwände. Was Mrs. Keller übersah, war, dass ihr Sohn niemals im Sinn hatte, Mineralogie zu unterrichten oder in einem Museum Kristallstufen zu katalogisieren. So lange er zurückdenken konnte, hatte ihn nie etwas anderes wirklich interessiert als die Mineralogie. Er fühlte sich schon in der High School beim Experimentieren und Messen im Physik- und Chemiesaal so entspannt wie seine Altersgenossen mit einem Sixpack Corona an einem Sommertag am Strand von Coney Island. Auch die mathematische Darstellung der gewonnenen Erkenntnisse – kleine, virtuose Schlussakkorde auf seinen

naturwissenschaftlichen Streifzügen – war für Tom eine lustvolle Beschäftigung und barg nicht den Hauch der Bedrohung, die für seine Klassenkameraden damit verbunden war. Das Quantitative, mathematisch Ausdrückbare war sein Element. Aber Tom war auch Ästhet und das mit einer gefährlichen romantischen Komponente. Für einen Habenichtsin eine komplizierte Ausgangssituation.

Es war diese widersprüchliche Mischung von Charaktereigenschaften, die ihn geradewegs in die Welt der Mineralien und Kristalle führte. Ihn faszinierte die komplexe Schönheit der Mineralogie: Ineinander gestellte Punktgitter gleichartiger Atome bilden die Symmetrie des Kristallgitters. Dieser geniale Systembaukasten der Natur schafft, je nach chemischer Zusammensetzung, unter Hitze und Druck Kristalle und Stufen von geometrischer Reinheit, schillernden Farben und den aufregendsten physikalischen Eigenschaften. Die Tatsache, dass sehr viele dieser Mineralien in entlegenen und gefährlichen Gegenden der Erde gefunden werden, steigerte ihren Reiz in Toms Augen ungemein. Sein Pech war, dass er zu spät geboren war. Die Grundlagen seiner Wissenschaft schienen erforscht, die Zeit der Entdeckungen vorbei. Während die Personalchefs Jagd auf Betriebswirte machten, die die schönsten PowerPoint Präsentationen fabrizieren konnten, und begnadete Mathematiker in den Stellwandzellen von Großraumbüros nichts als Softwareprogramme, Versicherungskonzepte und neue Finanzderivate erdachten, waren Toms Karriereaussichten im digitalen, postindustriellen Zeitalter düster.

Deshalb verdiente er seinen Lebensunterhalt beim New Yorker Party Service Stardust. So hatte er sein Studium finanziert, und nun, als er sein Examen in der Tasche hatte, sah es so aus, als ob das Kellnern auch weiterhin seine wichtigste Einkommensquelle bleiben sollte. Das kleine Gehalt, das er als Assistent eines Professors an der physikalischen Fakultät der Universität bekam, reichte weder zum Leben noch zum Sterben, aber wenigstens konnte er als Knecht des Professors promovieren. Jobangebote kannte er nur aus den Erzählungen von MBAs und Juristen. In der Zwischenzeit war er ein hoch geschätzter Mitarbeiter von Stardust Catering geworden. So wertvoll, dass der Besitzer, Mr. Hammond aus Brooklyn, ihm bereits mehrere Male das Angebot einer festen Anstellung als Event Manager gemacht hatte. Tom fühlte sich geehrt, lehnte aber jedes Mal höflich ab. Mr. Hammond schätzte Toms Zuverlässigkeit, die Gründlichkeit, mit der er die profanen Jobs in diesem Miniatur-Showgeschäft verrichtete, und nicht zuletzt seinen Charme, gepaart mit gutem Aussehen, mit dem er auch die stacheligsten

Fossilien aus Mr. Hammonds Kundschaft weichspülte.

Mr. Hammond hielt sich für einen ausgesprochenen Menschenkenner und führte die Eigenschaften seines Aushilfskellners auf dessen Erbanlagen zurück. Der Junge hatte schließlich die Gene seines verstorbenen deutschen Vaters – zuständig für Gründlichkeit und Zuverlässigkeit – und einer amerikanischen Mutter, die ihm, wie gar nicht anders zu erwarten, den ewig jugendlichen Charme der Neuen Welt vermacht hatte. Die Tatsache, dass er Toms Eltern niemals kennengelernt hatte, spielte bei seiner Erbanlagentheorie weiter keine Rolle. Den unglückseligen Hang des Jungen zu dieser brotlosen Naturwissenschaft schrieb er insgeheim dem deutschen Elternteil zu. Es war ja bekannt, dass dieses Land von weltfremden Tüftlern durchsetzt war, wenn auch nicht ganz so schlimm wie bei den Briten. Immerhin bauten sie in Deutschland die besten Autos. Mr. Hammonds hauptsächlicher Berührungspunkt mit Deutschland war nämlich sein Mercedes.

Die Wende in Toms Leben kam auf einem ganz normalen Partyeintritt in New Jersey. Ein wohlhabender Scheidungsanwalt gab an einem Samstag ein sommerliches Barbecue, um die Promotion seiner Tochter als Juristin für internationales Wirtschaftsrecht zu feiern. Der als Barbecue getarnte Lifestyle Event sollte die Chancen einer Anstellung der jungen Dame in einem Unternehmen der Weltspitze erhöhen. Dementsprechend sah die Zusammensetzung der Gästeliste aus. Auch Jim Cohen, ein Golfpartner des stolzen Vaters und Personalvorstand des Forschungslabors von General Compounds, musste seinen freien Samstag auf Drängen seiner Gattin opfern. Auf der Flucht vor dem Small Talk und auf der Suche nach einer ganz gewöhnlichen Flasche Bier verließ er das weiße Festzelt und schlenderte zur Veranda des Hauses.

Dort war es ruhig, nur ein junger Kellner bediente einen erschöpft wirkenden Herrn in einem für ein amerikanisches Barbecue unpassenden dunklen Nadelstreifenanzug. Als Jim näher kam, hörte er, dass die beiden Deutsch miteinander sprachen. Wie die meisten Amerikaner war Jim notorisch einsprachig, mehrsprachige Menschen fanden deshalb immer seine Bewunderung. Er räusperte sich höflich und fragte nach einem Bier. Der Kellner wechselte in akzentfreies Amerikanisch, und keine Minute später tat Jim den ersten tiefen Zug aus einer heimelig ordinären Flasche Budweiser. Er beschloss zu bleiben, man kam ins Gespräch. Der Herr im dunklen Anzug war ein deutscher Staatssekretär namens Dr. Müller-Hautz, einen Vornamen nannte er nicht, wohl aber den Dokortitel. Er hielt sich in New York auf, um für die deutsche

Regierung einen außergerichtlichen Vergleich in einer komplizierten Liegenschaftsklage um ein wertvolles Grundstück im Zentrum von Berlin auszuhandeln. Er war in den Genuss der Einladung gekommen, weil ein Volontariat in Berlin oder Brüssel der Tochter des Hauses nicht nur wünschenswert, sondern absolut angemessen erschien. Gebildete Europäer sprachen schließlich alle Englisch, und die Globalisierung brachte sie Amerika noch näher. Man verstand sich eben in gewissen Kreisen, und die kulturellen Unterschiede fremder Länder waren schon lange zum gefahrlosen Genuss ins Reich der Folklore verbannt. Das alles erklärte ihm der Deutsche in verquastem Englisch, mit starkem Akzent und fahrigen Bewegungen. Jim gab höflich zustimmende Geräusche von sich, während seine Abneigung gegen den versammelten Klüngel wuchs. Um sich abzulenken, aber auch aus Neugier wandte er sich an Tom, der in einiger Entfernung Gläser polierte.

„Verzeihen Sie, wenn ich so direkt frage, aber Sie sprechen zwei Sprachen absolut fließend. Gibt es in unserem Land keinen besseren Job für Sie, als hier zu kellnern?“

„Tja, so wie’s aussieht, anscheinend nicht. Ich bin Mineraloge, wissen Sie. Davon braucht man wohl heute nicht so viele.“

Tom zuckte die Schultern, strich sich mit einer kurzen Bewegung das sandfarbene Haar aus der Stirn und reichte ihm eine frische Flasche Budweiser. Jim Cohen und der deutsche Staatssekretär sahen sich betreten an. Beide hatten den unterschwelligen Verdacht, dass dieser junge Kellner, der sie hier bediente, in Wirklichkeit vielleicht ein größeres geistiges Kaliber war als sie beide zusammen genommen. Der deutsche Doktor ließ sich mehr aus Verlegenheit als aus Taktlosigkeit zu der Bemerkung hinreißen: „Well, sssat’s America!“

Aber noch bevor eine Diskussion über die Berufsaussichten von Mineralogen rechts und links des Atlantiks ausbrechen konnte, die Herrn Dr. Müller-Hautz’ amerikanische Sprachfertigkeit definitiv überfordert hätte, traten Jims Ehefrau und die frisch gebackene Wirtschaftsjuristin samt ihren Eltern auf die Veranda. Der deutsche Doktor und Jim wurden eingekreist. Jim sah wie Tom die Gläser polierte, und eine lange nicht mehr gehörte innere Stimme flüsterte hämisch: „Der Teufel schießt immer auf denselben Haufen, nicht wahr Jim? Leute wie du sorgen dafür.“

Er murmelte eine Entschuldigung, stand auf, ging hinüber zu Tom und hörte sich sagen: „Rufen Sie mich an. Morgen, auf dem Mobiltelefon. Hier ist meine Karte. Und danke für das Bier.“
